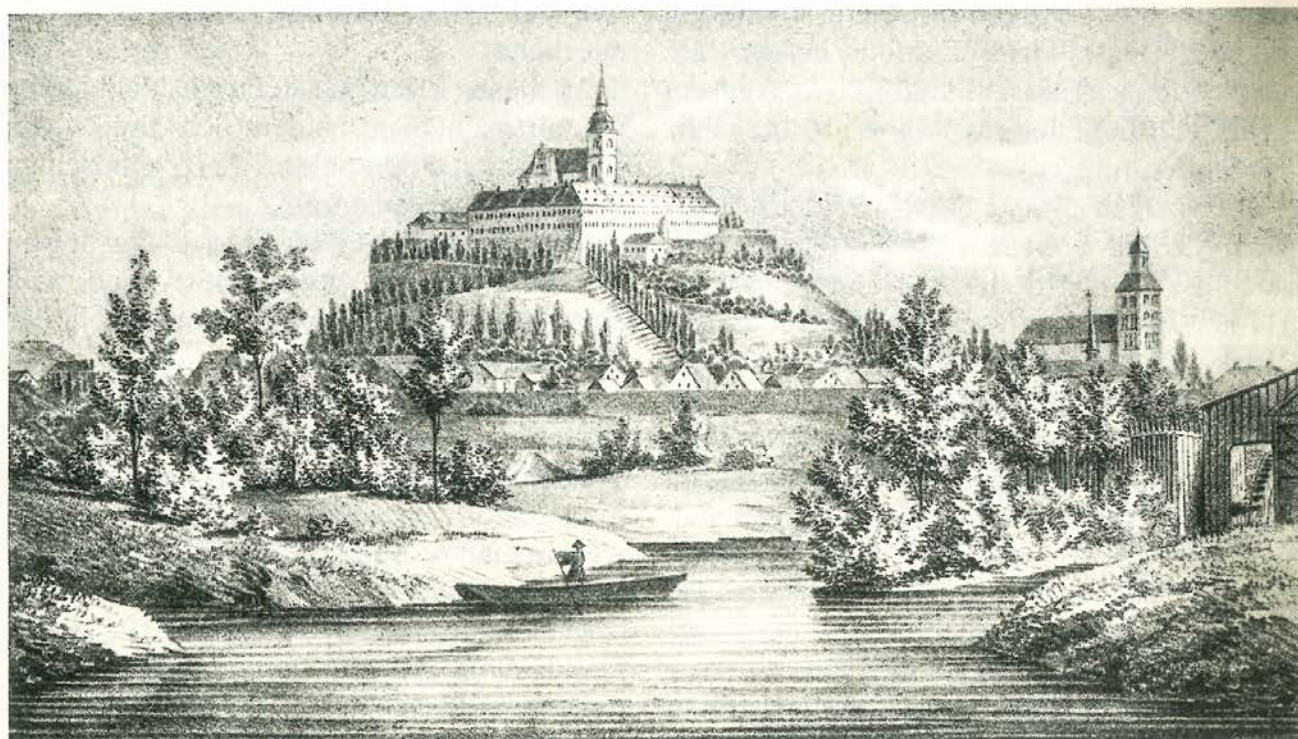




DÜSSELDORFER HEIMATBLÄTTER

HERAUSGEBER: » DÜSSELDORFER JONGES «
SCHRIFTFÜHRUNG: DR. PAUL KAUSAUSEN, DÜSSELDORF
VIII. JAHRGANG HEFT NR. 7



DIE IRRENHEILANSTALT SIEGBURG

Nach einer Zeichnung von A. Henrig

Aufnahme: Stadtarchiv, Düsseldorf

Professor Dr. F. Sioli:

Maximilian Jacobi, der erste rheinische Irrenarzt ¹⁾

Es gibt nicht viele Familien, von denen sich nach mehr als hundert Jahren noch über drei ihrer Mitglieder reden läßt als von Männern, deren Wirken auch noch in unsere Zeit ausstrahlt, und deren Erinnerung unserer Generation noch lebendig gemacht werden kann.

Die Anhäufung des die Zeit überdauernden Schaffens mehrerer Mitglieder der gleichen Familie, nicht begünstigt durch fürstliche Geburt oder Kapitalmacht, sondern mit nur geistigen Mitteln erwirkt, wie bei der Düsseldorfer Familie Jacobi, läßt es freudig begrüßen, daß der Heimatverein „Düsseldorfer Jonges“ in Vorträgen ihr Gedenken pflegt.

Im vorigen Monat hat Herr Hans Heinrich Nicolini von dem Bedeutendsten der Jacobis, von Friedrich Heinrich Jacobi (1743—1819), und seinem Werden und Wirken in Düsseldorf Ihnen einen wundervoll abgerundeten Vortrag gehalten²⁾. An den Vortrag von Herrn Nicolini darf ich zunächst erinnern und auch daran erinnern, wie uns Herr Nicolini in künstlerischen Worten dargestellt hat, wie Friedrich Heinrich Jacobi, 1743 geboren, in der Jugend zunächst wenig begabt und veranlagt schien, dann aber sich umso großartiger entwickelte zu dem Mann, der eine Fülle von Fähigkeiten zur Geltung brachte als Kaufmann, als Verwaltungsbeamter, als Weltmann, als Literat und Dichter, als Philosoph, als Freund und Gastgeber vieler geistiger Menschen seiner Zeit und darunter auch Goethes in seinem Anwesen, dem Landhaus der Jacobis in Pempelfort, das jetzt dem Malkasten gehört; der dieses Haus zum gastfreiesten aller Häuser ge-

macht hatte und in ihm das Vorbild eines reichen Geisteslebens führte; der dann, als die französische Herrschaft am Rhein begann, aus der inneren und äußeren Ablehnung der westlichen Ideen 1794 Düsseldorf verließ, nach einem Wanderleben in München heimisch wurde und der langjährige Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften war und mit seinem philosophischen Werk eine bleibende Epoche der Philosophie seiner Zeit kennzeichnet, wie der große Philosoph Hegel von ihm anerkennt.

An diesen Friedrich Heinrich Jacobi habe ich anzuschließen, indem ich Ihnen von seinem hier in Düsseldorf 1775 geborenem Sohn Max Jacobi erzähle.

Von ihm zu erzählen bin ich von Ihrem Vorstand gebeten worden deswegen, weil Max Jacobi seine Bedeutung als Psychiater gewonnen hat.

Daß ich, der jetzige Direktor der Anstalt Grafenberg und der Nervenklinik der Medizinischen Akademie Düsseldorf über Max Jacobi sprechen kann, ist möglich, weil mein Vorgänger als Direktor der Anstalt Grafenberg, mein verehrter Lehrer, Herr Sanitätsrat Herting, der Biograph von Max Jacobi ist und sein Leben und sein Lebenswerk in einer Reihe von Einzelarbeiten und besonders in zwei umfangreichen Büchern dargestellt hat: einer Biographie von Max Jacobi und einer Geschichte der ersten rheinischen Irrenheilanstalt Siegburg, mit deren Gründung und

¹⁾ Ein Vortrag, gehalten am 14. April 1939 im Heimatverein „Düsseldorfer Jonges“.

²⁾ Abgedruckt in den „Düsseldorfer Heimatblätter“ 8. Jahrgang, Heft Nr. 4.

langjährigen ersten Führung der Name Max Jacobi verknüpft ist.

Herrn Sanitätsrat Herting darf ich danken, daß ich, auf den Schultern seiner Forschungen und Darstellungen stehend, Ihnen hier von Max Jacobi erzählen kann.

Lassen Sie mich jetzt zu Max Jacobi kommen. Ich möchte, was ich Ihnen sage, in folgender Weise gliedern: zunächst von den Jugendjahren Max Jacobis sprechen, dann von seinen lang hingezogenen und unruhigen Wanderjahren und schließlich von der langen Zeit seiner eigentlichen Bedeutung für uns in der Rheinprovinz als Direktor der ersten rheinischen Heilanstalt in Siegburg und als bedeutungsvolles und patriarchalisches Haupt einer Schule der Psychiatrie, die sich weit über seine Zeit ausgewirkt hat.

Bei jeder der drei Epochen werden wir über die Person Max Jacobis hinaus auf jeweils verschiedene Hergänge der Zeit und seiner Umgebung blicken können: in den Jugendjahren auf den Freundeskreis des Vaterhauses und insbesondere Goethe; in den Wanderjahren auf Deutschlands unglückliche Zeit bis zum Ende des Befreiungskrieges und in den Meisterjahren von Jacobis Spätblüte auf das Werden der Psychiatrie und der Behandlung von Geisteskrankheiten.

Max Jacobi, mit seinem vollen Namen: Karl Wigand Maximilian Jacobi, ist am 10. April 1775 in Düsseldorf geboren.

Zwei ältere Brüder: Johann Friedrich, geboren 1765, gestorben 1831, und Georg Arnold, geboren 1768, gestorben 1845, blieben den Eltern am Leben, drei Kinder waren bereits gestorben. Nach Max ist noch eine Schwester Klara, 1777 geboren, die bis 1849 lebte und ein weiterer Bruder, der im Alter von neun Jahren starb.

Die Stadtwohnung der Familie war damals an der Ecke Neu- und Kommunikationsstraße, die der Vater bezogen hatte,

nachdem er 1772 Hofkammerrat im Zollwesen geworden war, und es ist anzunehmen, daß Max Jacobi dort geboren ist. Die Rolle, die für den Aufenthalt und die Geselligkeit der Familie das Landhaus in Pempelfort spielte, ist im Vortrag von Herrn Nicolini dargestellt. In Pempelfort sind wohl auch die Kinder herangewachsen. Ein Altersbrief (1850) von Max Jacobi erzählt von der Kinderzeit im Garten und dem Schwimmen in dem Teich der Düssel.

Als 1784 seine Mutter im 41. Lebensjahre starb, nach zwanzigjähriger glücklicher Ehe, war er neun Jahre alt. Auch von der Mutter, geborene von Clermont, hat bereits Herr Nicolini berichtet, einer Frau, von der Goethe in Dichtung und Wahrheit schreibt: „Ohne eine Spur von Sentimentalität, richtig fühlend, sich munter ausdrückend, eine herrliche Niederländerin, ohne Sinnlichkeit, durch ihr tüchtiges Wesen an die Rubens'schen Frauen erinnernd“.

Die Familie, die durch den Brand der von Maxens Großvater Johann Konrad Jacobi in Pempelfort angelegten Zuckerfabrik und durch Geschäftsverluste in den siebziger Jahren in schwierige Vermögenslage geraten war, kam nach dem Tode des Großvaters von Clermont in Vaels 1776 wieder in sehr gute Vermögensverhältnisse, und so ist Max Jacobi in Düsseldorf als Kind in der Lage aufgewachsen, die das väterliche Haus als das gastfreieste aller Häuser bezeichnen ließ.

Während wir von seinen beiden älteren Brüdern wissen, daß sie 1778—1780 dem Dichter Matthias Claudius, dem Wandsbecker Boten, zur Erziehung übergeben waren, und der zweite, Georg, nachher das Gymnasium in Münster besuchte, ist Max offenbar nur durch Privatunterricht im väterlichen Hause ausgebildet worden.

Aus dem Kindes- und Jugendleben ist nicht viel bekannt. In einem Familiennachruf wird erwähnt, daß Max ein nach innen

gewandtes, gefühlvolles, sinnendes Wesen gehabt habe — vielleicht durch den frühen Verlust der Mutter beeinflußt — das ihm auch später noch als eine gewisse genierte Zurückhaltung anhing.

In Pempelfort sah ihn im November 1792 Goethe, als er zu ursprünglich kurzem Aufenthalt in Düsseldorf haltmachte, dann aber vier Wochen blieb und bezeichnete ihn damals als den „ernsten hoffnungsvollen Sohn“.

Diesem Besuch Goethes in Pempelfort folgte bald die Studienzeit von Max Jacobi, über die wir durch den Briefwechsel Goethes mit Maxens Vater Friedrich Heinrich Jacobi ziemlich viel wissen. Der Briefwechsel Goethes mit Friedrich Heinrich Jacobi ist von Max Jacobi 1846 herausgegeben worden.

Im Frühjahr 1793 zog der achtzehnjährige Max zur Universität Jena, wohnte auf dem Hinwege bei Goethe in Weimar, wurde von ihm über den Studienplan beraten, mit Büchern versorgt und in der Folgezeit in Jena von Goethe betreut. Die Art der Betreuung ging so weit, daß Geldüberweisungen durch Goethes Hand gingen, und der Geheimrat dem Studenten außerdem Geld lieh. Wie nahe Goethe den jungen Studenten an sich zog, mag daraus hervorgehen, daß er 1795 ihm das Grundschema einer vergleichenden Knochenlehre diktierte.

Zu den Häusern, zu denen der junge Student in Jena durch Goethe Zutritt hatte, gehörte das von Wilhelm von Humboldt, der von 1794 an eine Zeit lang in Jena lebte, zu seinen Lehrern der berühmte Arzt Hufeland.

In Jena studierte Max Jacobi bis Ostern 1795.

Inzwischen hatte er sein Düsseldorfer Vaterhaus verloren; das gastfrohe Leben im Garten von Pempelfort war zu Ende. Der Vater Friedrich Heinrich hatte im Sep-

tember 1794, von tiefer Abscheu gegen die französische Revolution und das Vordringen der Franzosen erfüllt, Düsseldorf verlassen und lebte zehn Jahre hindurch unstat in Holsteinischen, zunächst bei dem Wandsbecker Boten Matthias Claudius, dann in Hamburg und Wandsbeck, dann in Eutin.

Die Lage der Familie war nicht mehr die der sonnigen Tage von Düsseldorf, und es scheint so, als ob der Vater bei seinem Sohn Max, von dem in allen vorherigen Briefen nur Lobendes zu ersehen ist, nicht immer Verständnis für die veränderte Lage gefunden hat.

Max war 1795 zu Besuch in Wandsbeck, studierte dann kurz und unzufrieden in Göttingen, dann in Edinburgh in Schottland vorwiegend der praktischen Medizin wegen, kam zu Beendigung seines Studiums um die Wende des Jahres 1796/97 nach einem Besuch bei Goethe in Weimar wieder nach Jena und schloß sein Studium mit der Doktorpromotion in Erfurt, welches damals noch Universität war (bis 1806), am 21. Februar 1797 ab.

Wenn so die Jugendzeit sich aus dem glücklichen Leben in Düsseldorf entwickelt hat zu der Studentenzeit, die bestrahlt ist von der Fürsorge Goethes, so ist doch schon am Schluß dieser Zeit das hervorgetreten, was die nächste Lebensperiode Max Jacobis kennzeichnet: die Unruhe und eine unverkennbare Unzufriedenheit, welche die folgende lange Lebensperiode, die Wanderjahre, kennzeichnet.

Nach der Doktorpromotion fuhr Max Jacobi in die Heimat seiner Mutter, Vaels bei Aachen, wo seine Schwester mit einem von Clermont verheiratet war, und entschloß sich, sich sofort (1797) als Arzt in Vaels niederzulassen. Aber wirtschaftliche Lage und Tätigkeit befriedigten ihn nicht, und darum sehen wir ihn bereits 1800 als Stiftsarzt in einer ganz andern Landschaft,

in Eutin, das zu dem damaligen lutherischen Bistum Lübeck gehörte, und wo sich der Vater niedergelassen hatte; wieder schnell enttäuscht und unzufrieden.

Er ging dann 1802 nach England, um an den dortigen Hospitälern Chirurgie zu erlernen und kehrte 1803 nach Eutin zurück.

Es muß eine recht sorgenvolle Zeit gewesen sein: der junge Doktor hatte im Mai 1798 geheiratet, Anna Claudius, die dritte Tochter von Matthias Claudius, nicht zur Zufriedenheit seines Vaters Friedrich Heinrich Jacobi, obwohl dieser mit der Familie Claudius befreundet war. In mehreren Briefen klagt der Vater Friedrich Heinrich über Max, über seine unruhige Gemütsart, über seine Ruhelosigkeit und sein Unbefriedigtsein, über seine Art, in seinen Vorsätzen alles in Bewegung zu setzen, um Beifall zu erpressen. Er benennt einmal seine Art so: „Die vorsichtige Eile, womit er die Erfüllung seiner Wünsche zu erschleichen und erzwingen gewohnt ist“, und er ist mit der Heirat garnicht einverstanden und äußert Mißfallen, daß die Schwiegertochter den Sohn Max zum Wechsel verführe und unterstütze. Erst von 1803 an erkennt er die Schwiegertochter an und schreibt, daß keiner gedacht hätte, daß sie sich in dem Grade zu ihrem Vorteil entwickeln würde, „sie wird uns mit jedem Tag lieber und ebenso werden wir es ihr“.

Es ist wohl verständlich, wenn der Vater Jacobi mit Sorge die unruhige Art des Sohnes betrachtet, denn seine eigene Lage als Flüchtling und in schlechter gewordenen wirtschaftlichen Verhältnissen mußte ihn sorgenvoll denken lassen und seine Überzeugung hinderte ihn, in die Heimat zurückzukehren. In einem seiner Briefe schreibt er: „Solange noch Franzosen diesseits des Rheins sind und die deutschen Großen unter sich noch nicht einig, mag ich nicht nachhaus“.

Da erhielt der Vater Friedrich Heinrich vom Kurfürsten von Bayern den Ruf als Mitglied der Bayerischen Akademie nach München und gleichzeitig die Aussicht, daß sein Sohn Max in München als Medizinalrat angestellt werde.

So kommen Vater und Sohn Jacobi 1805 nach München, und der Vater hat als Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaft dort bis zu seinem Tode 1819 gelebt.

Max Jacobi aber war auch in München nach kurzer Zeit enttäuscht und verbittert. Allerlei Pläne bewegten ihn, die bis zu Überlegungen führten, eine Lehrerstelle für Philosophie zu übernehmen. Zu der Unzufriedenheit mit der wirtschaftlichen und dienstlichen Lage seines Amtes kam die politische Erbitterung. Jacobis, Vater und Sohn, konnten ihr nationales Deutschtum nicht verleugnen und standen unter vielerlei Anfechtungen.

Es kam dahin, daß Max Jacobi die bayerische Regierung darum bat, ihn seiner Münchener Stelle zu entheben und ihn als Hospitalarzt nach Salzburg, das damals Bayern zugeschlagen war, zu versetzen. 1812 siedelte er dorthin um, an das Hospital St. Johann, aber auch die dortige Existenz entsprach nicht der Erwartung, und als 1814 Salzburg an Österreich kam, war seines Bleibens dort nicht mehr länger. Bemühungen von Freunden bewirkten, daß er in die alte, jetzt preußisch gewordene Heimat Düsseldorf zurückkehren konnte, in die Stelle als Medizinalrat bei der Regierung.

In Düsseldorf traf die Familie Max Jacobi mit fünf Kindern im Mai 1816 ein, fand ein Haus in der Neubrückstraße (in dem früheren elterlichen Malkastenanwesen in Pempelfort wohnte sein Bruder Georg, dessen Schwiegermutter Brinkmann es von Friedrich Jacobi gekauft hatte). Aber auch in Düsseldorf war er enttäuscht: das Gehalt

war geringer als er erhofft hatte, und das wurde sehr fühlbar, weil es Teuerungsjahre waren. Aber auch seine dienstliche Stellung und die gesamten politischen Verhältnisse enttäuschten ihn und machten ihm Sorge. Es ist vielleicht nützlich aus einem Brief von ihm an seinen Schwager Perthes eine Äußerung zu hören: „Die Unzufriedenheit mit der Regierung, das Mißtrauen in ihr Vermögen und ihr Wollen, sogar die eigentliche Verachtung gegen sie ist so groß und allgemein, daß man wohl behaupten kann, sie zähle keine andern Freunde und Fürsprecher als die Beamten, die aus den alten Provinzen hierher versetzt sind. Durch die täglich vorkommenden Mißgriffe, Halbheiten, Erbärmlichkeiten und Inconsequenzen wird dieser widrigen Stimmung unaufhörlich neue Nahrung gegeben.“

Seine Briefe zeigen, daß man seine Lage als eine Misère in wirtschaftlicher und dienstlicher Beziehung betrachten konnte. Durch mancherlei Unternehmungen suchte er sich zu helfen, nahm Pensionäre ins Haus, übersetzte alte Klassiker, plante eine umfangreichere Übersetzertätigkeit aus dem Englischen und unternahm in seinem rührigen Geist allerlei andere Pläne, die vergeblich waren.

Diese Zeit in der Heimat Düsseldorf von 1816 an war nicht das erhoffte Aufleben, sondern eine Zeit der Verzweiflung. Aber in ihr fand sich dann plötzlich der Weg der Erlösung, der den fünfzigjährigen Mann in seinen eigentlichen Beruf führte, in dem er dann noch über 30 Jahre lang seine uns beeinflussende Bedeutung gewann.

Für die langen Wanderjahre vom Ende der Studienzeit 1797 bis zu dem Ende der Düsseldorfer Zeit, mußte ich jetzt schon mehrfach sagen, daß die führende Verfassung von Jacobi die der Unzufriedenheit und der Unruhe war. Es könnte so aussehen, als ob das seine Natur an sich gewesen wäre, und wenn er damals gestorben

wäre, dann würde er keine große Würdigung der Allgemeinheit gefunden haben und würde wirklich als ein unzufriedener und unruhiger Geist erscheinen. Aber die dann beginnende lange Lebensperiode beweist etwas Anderes: sie beweist, und das geht aus den von Herrn Sanitätsrat Herting gesammelten und publizierten Briefen von und an Max Jacobi hervor, daß seine Unzufriedenheit nicht aus einem unzufriedenen Charakter kam, sondern aus dem lebendigen Gefühl für das Unglück und die Schwäche der Zeit. Immer wieder tritt in seinen Briefen hervor, daß eine tiefe nationale Gesinnung ihn beseelte und das Unglücksgefühl für die damalige unglückliche Zeit Deutschlands und für die Schwäche der verschiedenen Länder und Regierungen der Deutschen. Er hat das in Vaels bei Aachen gefunden, er mußte das in Eutin mit dem Schicksal des Bistums Lübeck empfinden, und er hat es anscheinend am meisten in Bayern empfunden, obwohl dieses ja inzwischen das Land seines angestammten Landesherren aus Jülich-Berg, des Kurfürsten Max Josef, geworden war, wo aber in der napoleonischen Zeit gerade die Jacobis, Vater und Sohn, trotzige Häupter einer deutschen Gesinnung gewesen sind, die mancherlei Reibereien und Anfechtungen unterworfen waren. Ich zitiere aus seinen Briefen der damaligen Zeit: „Der französische Einfluß ruht schwer auf unserem Nacken — — —. Der Grundstein zu gleichem Elend wie in Holland ist auch für Bayern gelegt durch sein Tractat mit Frankreich“ usw. Es verdient auch erwähnt zu werden, daß es Max Jacobi war, der in München vor 1812 einen Aufruf an die Deutschen verbreitete mit der Aufforderung, sich zu ermannen und das Joch der Tyrannen abzuwerfen.

Von der Person Jacobis will ich in meiner Erzählung jetzt an dieser Stelle abgehen und versuchen, Ihnen ein Bild der Entwick-



*Ich bin bieder & ein Pilgrim
und ein Bürger von aller
meiner Vater M. Jacobi M.D.*

MAXIMILIAN JACOBI

Aufnahme: Stadtarchiv, Düsseldorf

lung der Fürsorge für Geisteskranke der damaligen Zeit zu entwerfen.

Man denkt heute oft nicht daran, daß bis weit in die Neuzeit hinein Geisteskrankheiten nicht als Gegenstand der Medizin, und die Geisteskranken nicht als Gegenstand ärztlicher Behandlung betrachtet wurden, sondern daß die Geisteskranken nur Gegenstand des polizeilichen Interesses der Familien oder Gemeinden waren, soweit sie störten. Aus jeder Stadt kann man vom Ende des 18. bis Anfang des 19. Jahrhunderts Schilderungen finden, die die furchtbaren Einrichtungen zur Bewahrung von Geisteskranken und ihre ekelhafte Verfassung darstellen.

Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts beginnt die Erkenntnis, daß Geistesstörungen auch Krankheiten sind, und daß Geisteskranke behandelt werden können mit Aussicht auf Erfolg, und es beginnt damit die Entwicklung der Psychiatrie, das heißt der Lehre von den Geisteskrankheiten und ihrer Behandlung.

Diese Wandlung führte dazu, daß in verschiedenen Ländern Anstalten für Geisteskranke errichtet wurden unter ärztlicher Leitung und nach ärztlichen Gesichtspunkten. In Deutschland ist die älteste derartige öffentliche Anstalt 1805 in der Provinz Brandenburg in Neuruppin, in Sachsen 1811 in Pirna, in Schlesien 1822 das Kloster Leubus. Es lag im Rahmen der allgemeinen Entwicklung, daß, als die Rheinlande zu Preußen gekommen waren, die Frage der Fürsorge für Geisteskranke ein Verwaltungsinteresse gewann, und Berichte der Oberpräsidenten der damaligen zwei rheinischen Provinzen von 1817 bezeichnen unter Darstellung der damaligen traurigen Verhältnisse die Etablierung einer Heilanstalt als ein sehr lebhaft gefühltes Bedürfnis. Die Vorstellung hatte den Erfolg, daß von da an die Erkenntnis für die Notwendigkeit nicht mehr zur Ruhe kam. Eine

große Anzahl alter Schlösser und Abteien wurden in Erwägung gezogen, als Ort einer zu errichtenden Anstalt. Einige will ich nennen: die Abtei Vilich, das Kloster Marienfelde, das Schloß in Brühl oder das Schloß in Bensberg, das Kloster Maria Laach und die alte Benediktinerabtei in Siegburg.

Die Pläne waren noch dadurch kompliziert, daß man erwog, eine gemeinsame Anstalt für die drei westlichen Provinzen, Westfalen und die beiden Rheinprovinzen, zu schaffen. Schließlich, nachdem aus den beiden Rheinprovinzen 1822 die eine Rheinprovinz geworden war, beschränkte man sich auf Pläne nur für diese. Die Wahl engte sich 1822 auf Bensberg oder Siegburg ein und führte zur Wahl der Abtei Siegburg.

In diese Pläne war die Person Jacobis hineingezogen worden. Der Oberregierungsrat, der beim Ministerium in Berlin mit dem Plan zur Reorganisation sämtlicher preußischer Irrenanstalten beauftragt war, Koreff, kannte Jacobi aus seiner Tätigkeit am Hospital in Salzburg. Jacobi selbst interessierte sich für diesen neuen Zweig. Er unternahm ohne behördlichen Auftrag eine Reise zur Besichtigung von in Deutschland vorhandenen Anstalten und erstattete darüber 1820 an das Ministerium einen Bericht und in der Folgezeit weitere Eingaben und Vorschläge, und so kam es, daß er 1822 für die Leitung der zu errichtenden Heilanstalt in Berlin ausersehen wurde, zunächst nicht ohne Widerspruch der örtlichen Stelle, der Provinz, schließlich aber auch mit Zustimmung des Oberpräsidenten. 1822 wurde endgültig die alte Abtei Siegburg gewählt und Jacobi als Direktor vorgesehen. Er wurde am 1. Oktober 1822 von seiner Amtstätigkeit bei der Düsseldorfer Regierung entbunden³⁾, verzog am Ende dieses Jahres nach Bonn, unternahm noch einmal in behördlichem Auftrage eine umfangreiche Studienreise

und leitete von Bonn aus die Adaption der alten Benediktinerabtei in die Bedürfnisse einer Irrenheilanstalt.

Am 1. Januar 1825 zog Jacobi nach Siegburg. Die Anstalt wurde eröffnet und damit begann ihre Geschichte, die Geschichte dieser berühmten rheinischen Irrenheilanstalt Siegburg bis zur ihrer Auflösung 1878.

Europäischen Ruf hat diese Heilanstalt Siegburg gehabt. Daß sie ihn gewann, lag nicht in der Vorzüglichkeit ihrer Einrichtungen, sondern an der Tätigkeit Jacobis und dem von ihm geschaffenen Geist.

Man kann sich fragen, ob ich hier in dem Kreise dieses Abends Ihnen nicht lästig falle, wenn ich versuche, etwas davon verständlich zu machen, weil es ja eine ausgesprochene spezialistische Angelegenheit ist. Trotz gewisser Bedenken, die ich deswegen habe, will ich es aber doch versuchen und bitte Sie, mir nicht übel zu nehmen, wenn ich an der Oberfläche der Dinge bleiben muß.

Vorhin hatte ich schon gesagt, daß die Anerkennung geistiger Störungen als medizinische Krankheit und ärztlicher Behandlung unterliegend neu war. Daraus ergibt

³⁾ Von lokalem Interesse für alte Düsseldorfer ist die Erwähnung, daß der Nachfolger Jacobis als Medizinalrat bei der Regierung ein Dr. Ebermaier war, von dem eine ganze Ärztegeneration abstammt:

Der Nachfolger Jacobis selbst war Johann Erdwin Christof Ebermaier, 1768 bis 1825;

zwei Söhne von ihm: Carl Heinrich, 1802 bis 1870, Chefarzt am Max-Josefskrankenhaus in Düsseldorf, dann Regierungs- und Medizinalrat bei der Regierung in Düsseldorf, schließlich Leibarzt der Prinzessin Friedrich von Preußen auf Schloß Eller und auch der letzte Arzt Immermanns, mit dem er befreundet war; ein anderer Sohn Carl August Ebermaier, 1818 bis 1879, der erste Chefarzt des Evangelischen Krankenhauses Düsseldorf;

dessen Sohn, Carl Wilhelm August Ebermaier, 1859 bis 1929, war ein bekannter Nervenarzt, und schließlich

dessen Sohn, Carl Ebermaier, der jetzige Düsseldorfer Nervenarzt.

sich natürlich die Folge, daß eine große Unsicherheit der Grundbegriffe vorliegen mußte. Die Frage der geistigen Störungen war vom Mittelalter bis in die Neuzeit hinein Objekt theologischer und philosophischer Betrachtung, und die Ausflüsse dieser Betrachtungen wirkten lange in die medizinische Betrachtung nach. Darum ist die erste Zeit der ärztlichen Psychiatrie erfüllt von spekulativen Betrachtungen über die Geisteskrankheiten und von begrifflichen Fragen vom Schreibtisch her.

Jacobis Verdienst ist es, als Grundsatz für die Erkennung von Geisteskrankheiten und ihrer Behandlung durchgesetzt zu haben die sorgfältigste körperliche und geistige Untersuchung, die tägliche Beobachtung, die intensivste arzneiliche und diätetische Behandlung unter sorgfältiger Führung von Krankengeschichten. Dieser klinisch-therapeutischen Kleinarbeit am einzelnen Kranken verdankte Siegburg seinen europäischen Weltruf.

Jacobi wurde damit zum Haupt der sogenannten somatischen Schule, die in den krankhaften psychischen Erscheinungen die Äußerungen allgemeinerer Störungen des Gesamtorganismus sah und nicht als Störungen einer vom Gesamtorganismus unabhängigen Seele oder eines Geistes betrachtete und für die Behandlung der geistigen Störung darum den Gesamtorganismus mit seinen psychischen und körperlichen Äußerungen beeinflussen wollte.

Er stand im Gegensatz zur Schule der Psychiker, die die geistigen Störungen als solche des selbständig gewordenen Organs Seele betrachten und behandeln wollten, mit ihrer Untergruppe der sogenannten Ethiker, denen die Seelenstörungen nur aus der Sünde erklärbar waren.

Jacobi hatte das Glück, daß er in Bonn die Beziehungen zu dem damaligen berühmten Inneren Kliniker Nasse fand, der mit ihm, ähnlich denkend, der Führer der

Schule der Somatiker wurde. Die Anschauungen beider waren nicht in Einzelheiten gleich, aber beide stützten sich gegenseitig darin, daß sie die oben von mir genannte gesamte Betrachtung des kranken Menschen in seinen körperlichen, geistigen und seelischen Störungen suchten und vertraten. Sie waren nicht immer einer Meinung und haben auch unter sich heftige literarische Fehden ausgetragen, aber ihre Bedeutung ist es, daß sie zu ihrer Zeit mit andern Worten, als wir sie heute gebrauchen, die Möglichkeit der Gesamtbetrachtung des kranken Menschen in seinen körperlichen und geistigen Äußerungen eingeführt und naturwissenschaftlich forschend begründet haben. Die Bedeutung wird Ihnen vielleicht am ehesten verständlich, wenn ich aus einem Nachruf über Jacobi den Satz zitiere: „Er zuerst stellte mit Entschiedenheit den großen und folgenreichen Grundsatz fest, daß die Irren immer Kranke sind, und daß das Bemitleidenswerte oder Abschreckende in ihrem Wesen keineswegs ein Gradmesser ihrer Unmoralität sei“. Sein Weg war der, den ich oben benannt habe: vorurteilslose Beschäftigung mit dem einzelnen Kranken unter sorgfältiger Berücksichtigung seiner gesamten Person. Das ist der naturwissenschaftliche Grundsatz, der aus den Bindungen philosophischer Theorien unsere medizinische Wissenschaft sich hat entwickeln lassen, und der für die Psychiatrie damals neu war.

Auf Einzelheiten einzugehen ist hier nicht am Platz, jedenfalls nicht auf Einzelheiten der Untersuchung und Behandlung, die naturgemäß seit jener Zeit sich sehr wesentlich entwickelt haben.

Inzwischen wissen wir über die Entstehung vieler geistigen Störungen mehr als die Zeit von Jacobi und Nasse, können aus der körperlichen und geistigen Untersuchung viele bestimmte Krankheiten als

solche des Gesamtorganismus oder des Gehirns im Einzelnen erkennen und anders behandeln, aber noch immer ist die von Jacobi vertretene Methode der sorgfältigen Einzelbeobachtung das führende Werkzeug, und die Sorgfalt der Jacobi'schen Schule ist jetzt gerade wieder neu zu Ehren gekommen: als durch die Gesetzgebung des nationalsozialistischen Staates die eigentlichen Erbkrankheiten unter das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses gestellt wurden, um ihr Fortwirken in der Zukunft zu verhindern, da zeigte sich, daß die notwendige Arbeit zur sicheren Unterscheidung der erblichen und der nicht-erblichen Geisteskrankheiten in der Sorgfalt der alten Siegburger Krankengeschichten der Jacobi'schen Zeit eine ungeahnte Erleichterung fand.

Diese Sorgfalt im Einzelnen war es, die die Heilanstalt Siegburg zu einer Pflanzstätte der Psychiatrie gemacht hat, und die Jacobis Andenken in unserem Fach groß gemacht hat.

Siegburg war als Heilanstalt geplant, nicht als Pflegeanstalt. Das entsprach dem, was damals der jungen Psychiatrie und den Verwaltungsbehörden vorschwebte, daß man von vorn herein die heilbaren geistigen Erkrankungen und die chronischen von einander trennen könne. Es sollten daher in Siegburg keine bereits lange dauernden Krankheiten aufgenommen werden, und die Aufenthaltsdauer sollte eine begrenzte sein. Für diese Heilzwecke hatten damals die Provinzialstände die Anstalt bestimmt.

Die Fürsorge für die unheilbar Kranken wurde noch nicht von öffentlichen Stellen übernommen, sondern Einrichtungen für unheilbare Pflegekranke bleiben rein caritativer oder privater Initiative überlassen.

Die Einsicht, daß nicht jede einzelne Gemeinde imstande ist, die Fürsorgeein-

richtungen für ihre, bei kleineren Gemeinden vereinzelt, Geisteskranken zu treffen, führten dazu, daß es in den Regierungsbezirken zur Einrichtung von Departementalanstalten kam, das waren aus Stiftungen hervorgegangene, in ihrem rechtlichen Verhältnis private Anstalten. Hier in Düsseldorf entstand kurz nach der Eröffnung der öffentlichen Heilanstalt Siegburg die Departementalanstalt am Fürstenwall im Jahre 1826, die im Laufe der Jahrzehnte einen großen Umfang erreichte und als caritative Privatanstalt Ihnen wohl Allen bekannt ist und erst im Jahre 1912 aufgelöst wurde.

Die Sonderstellung Siegburgs war die der öffentlichen Heilanstalt der Provinz und sie blieb das, bis in den siebziger Jahren.

Die Anstalt Siegburg war die erste der öffentlichen Aufgaben, die 1823 durch das Gesetz über die Provinzialstände zum Aufgabenkreis der erweiterten Selbstverwaltung gemacht worden waren. Damit, daß sie sozusagen das erste Kind der provinzialständischen Verwaltung wurde, wurde sie auch ein Sorgenkind, und es ist ganz interessant davon zu lesen, wie in den Sitzungen der rheinischen Provinzialstände — diese entsprechen dem späteren Provinziallandtag — die Anstalt Siegburg, ihre Kosten und ihre Einrichtungen und ihre Dienstführung ein Gegenstand sehr umfangreicher und leidenschaftlicher Erörterungen gewesen ist; von Erörterungen, die sich teils um die Anstalten, ihre baulichen und anderen Einrichtungen, teil um den inneren Betrieb einschließlich konfessioneller Gegensätze, teils um die Person des Direktors Jacobi drehten.

Jacobi ist viel angegriffen worden und hat sich zum Teil leidenschaftlich zur Wehr gesetzt. Der sich damals entwickelnde Parlamentarismus hat ihm stark zugesetzt; die Verwaltungsbehörde und die Staats-

aufsichtsbehörde bis zum Minister haben ihn bis ins hohe Alter gestützt.

Zu Lebzeiten und nach seinem Tode fand er von diesen vorgesetzten Stellen und von den Fachgenossen und dem Publikum die Anerkennung seines Wirkens, die wir mit Recht auch heute noch aus der Zeitgeschichte bis in unsere Zeit ihm zollen.

Seine Dienstzeit als Direktor der Anstalt Siegburg von 1825 bis 1858 — er starb im Dienst mit 83 Jahren — ist nach seinem von mir oben angedeuteten stürmischen und unruhig verlaufenden Wanderjahren eine Zeit breiten und tiefen Wirkens gewesen. Er selbst ist ein Patriarch geworden, der im Sturm der damaligen Zeit — und dieser war nicht nur im Jahre 1848, sondern auch vorher und nachher nicht gering — durch die Eindringlichkeit seines Wirkens und den vorbildlichen Einsatz seiner Person im Beruf zum Vorbild für künftige Generationen geworden ist.

In der Hingabe an die Berufsarbeit mit weitem Blick und intensivster Kleinarbeit, im freundschaftlichen Verkehr mit geistigen, bedeutenden Männern seiner Zeit, nicht nur aus seinem Berufskreis, sondern aus Philosophie und Literatur, in glücklicher Familienlage mit seiner Frau, der geborenen Claudius, die zwei Jahre vor ihm starb, mit wohlgeratenen Kindern und Enkeln hat das stürmisch begonnene Leben in einem besonnenen Lebensabend geendet.

Eine seiner Enkelinnen wurde die Frau des Psychiaters Gudden, der vorübergehend in Siegburg Arzt gewesen war und der, selbst ein Rheinländer aus Kleve, als Direktor bayerischer Anstalten und als Wissenschaftler einen ganz großen Ruf gewann und mit seinem König Ludwig II. von Bayern im Starnberger See 1886 ertrank.

Die rheinische Heilanstalt Siegburg, deren Mängel von Jacobi selbst frühzeitig erkannt waren, sodaß Jacobi schon in den

dreißiger Jahren davor warnte, alte Schlösser und Abteien zu Anstalten für Geistesranke umzubauen, zeigte in der Folgezeit ihre Mängel naturgemäß deutlicher, insbesondere die Schwierigkeiten von Heizung, Wasserversorgung, Raumeinteilung, Beleuchtung und kam schließlich dazu, daß Behörden und die parlamentarischen Vertretungen der Provinz einsahen, daß andere und breitere Fürsorgemaßnahmen notwendig waren. Der Provinziallandtag von 1865 beschloß daher, in jedem Regierungsbezirk eine öffentliche Provinzialanstalt zu errichten, in der sowohl heilbare als auch Pflegekranke den einzelnen Gemeinden abzunehmen und zu behandeln seien. Diese Anstalten wurden in den siebziger Jahren errichtet. Es waren die Anstalten Merzig für den Regierungsbezirk Trier, Andernach für den Regierungsbezirk Koblenz, Bonn für den Regierungsbezirk Köln, Düren für den Regierungsbezirk Aachen, Grafenberg für den Regierungsbezirk Düsseldorf.

Mit ihrer Eröffnung wurde die alte Heilanstalt Siegburg 1878 geschlossen.

Lassen Sie mich schließen:

Am Leben von Max Jacobi haben wir verfolgt die Kindheit im Pempelforter Garten, in der aus dem geistigen Reichtum des Elternhauses die Freundschaft von Geistesgrößen der Zeit in dem jungen Menschen aufleuchteten und Goethes Freundschaft und Interesse auch noch seine Studienzeit bestrahlte; seine unruhigen Wanderjahre in Deutschlands schlimmster Zeit, die diesen Sohn des Rheinlandes unruhig und unzufrieden in vielen Teilen Deutschlands umhertrieben, nicht weil er so von Charakter war, sondern weil die Zeit diesen Sohn des Rheinlands und unserer Stadt nicht zur Ruhe kommen ließ und schließlich, wie dieser Spätblüher dann im 50. Lebensjahre die Entwicklung seiner Gaben fand und zu einem unvergessenen deutschen Psychiater von europäischem Ruf wurde.

Sein Leben ist für uns die Lehre, daß Hingabe an den Beruf und Sorgfalt der täglichen Kleinarbeit zu großem und bleibendem Wirken führt.

✱

Die du so bang den Abendgruß
 Auf mich herunter wehest,
 Zur Wolke schwebst und mit dem Fuß
 Auf Totenhügeln stehst –
 O Linde! Gern an deinem Fuß
 Hör' ich des Wipfels Wehen,
 Dein feierlicher Abendgruß
 Verkündet Auferstehen.

JOHANN GEORG JACOBI



ALTSTADTIDYLL



DÜSSELDORF IM JAHRE 1814

Nach einer Originalzeichnung von M. G. Anckersvärd

Aufnahme: National-Museum Stockholm

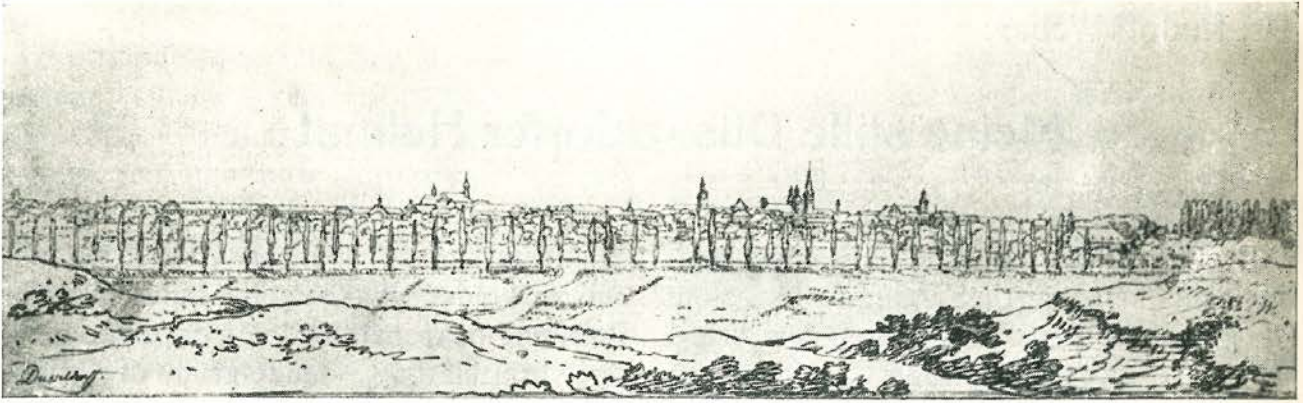
Düsseldorf vor 125 Jahren

In den ersten Tagen des April 1814 war die frohe Botschaft von der Einnahme von Paris durch die Alliierten nach Düsseldorf gelangt. Bald zogen Truppen auf dem Heimmarsch durch die Stadt, und auch die Viktoria vom Brandenburger Tor kam im Monat Mai auf dem Rücktransport nach Berlin hier durch.

Unter den heimkehrenden siegreichen Truppen befanden sich auch solche von dem schwedischen Truppenkontingent, denn Schweden gehörte zu den alliierten Preußen, Russen und Österreichern.

Man darf annehmen, daß der junge schwedische Offizier Graf Mikael Gustaf Anckersvärd diesen schwedischen Truppen angehörte, denn er zeichnete am 28. Mai 1814 die beiden Ansichten von Düsseldorf in sein Skizzenbuch, die hier wiedergegeben sind.

Die, wenn auch kleinen Zeichnungen (Originalgröße 13×8 cm) sind deshalb besonders interessant, weil sie das Stadtbild von anderen Standpunkten aus wiedergeben als man es bisher bei alten Darstellungen gewöhnt war. Die Rheinansicht der Stadt, die sonst immer vom linken Ufer aus gegenüber dem Schloßurm wiedergegeben wird, ist hier einmal vom rechten Rheinufer aus dargestellt, und zwar befand sich der Zeichner etwa zwischen der Regierung und dem Sporthafen. Infolgedessen liegen die Doppeltürme der Andreaskirche weit links; rechts, am jenseitigen (also linken Ufer) erkennt man das „Pappelwäldchen“, das damals natürlich noch viel dichter war. Noch interessanter als diese Rheinansicht ist die landseitige Ansicht der Stadt von Osten her gesehen, wobei der Standpunkt des Zeichners etwa die Stelle gewesen sein



DÜSSELDORF IM JAHRE 1814

Nach einer Originalzeichnung von M. G. Anckersvärd

Aufnahme: National-Museum, Stockholm

mag, wo heute das Industriehaus auf der Höhe des Wehrhahns dicht vor der Grafenberger Brücke sich erhebt. Die Allee von Pappelbäumen, die sich im Vordergrund vor der Stadt hinzieht, ist die alte Kölner Landstraße, der schmale gekrümmte Weg, der im Vordergrund auf die Sandhügel, den Standpunkt des Beschauers, zuführt, ist der heutige östlichste Teil des Wehrhahns, die Fortsetzung des alten Steinwegs, der Shadowstraße. Ältere Düsseldorfer werden sich noch des hügeligen und sandigen Geländes dieser Gegend erinnern, wovon die letzten Spuren erst durch die Erbauung des Industriehauses beseitigt worden sind. Auf der Zeichnung sieht man in der Ferne die Silhouette der Stadt mit ihren Türmen; man sieht (von links — Süden — nach rechts — Norden —) der Reihe nach: die Maxkirche, links von ihr die Kasernen mit der Garnison-Kirche, in der Mitte etwa den

Kirchturm der evangelischen Kirche an der Bolkerstraße, daneben die Andreaskirche mit ihren beiden Türmen, die dicht neben dem Turm der Lambertuskirche stehen, davor wieder nach rechts den Turm der ehemaligen Kreuzbrüderkirche in der Ratinger Straße. Die dichte Pappelgruppe am rechten Rand des Bildes dürfte am Jacobigäßchen zu suchen sein, wo heute noch im Garten des ehemaligen Oederschen Besitzes Pappeln stehen.

Der Zeichner, wie schon erwähnt schwedischer Offizier, stand damals im Alter von etwa 22 Jahren; er studierte später (1819 bis 1822) die Malerei in Italien und zu Paris, wurde Gründer des Kunstvereins in Stockholm und erwarb sich große Verdienste als Vorstand der dortigen Kunstakademie. Die beiden Zeichnungen befinden sich im Nationalmuseum zu Stockholm. Graf Anckersvärd starb dort im Jahre 1878.

Dr. Rudolf Weber:

Meine stille Düsseldorfer Heimat . . .

Breithäuptig, ein Riese seines Geschlechts seit manchen Jahrzehnten, steht die gewaltige Platane zu Seiten der Düssel an der Prinz-Georg-Straße. Ein Inselchen mitten im leise murmelnden Bach ein Stücklein abwärts, Eschen, kanadische Pappeln, Robinien beschirmen diese kleine unangestastete Wildnis, die just gegenüber dem eisernen Tore liegt, hinter dessen Gittern ein anderer beschaulicher Garten seit langen Zeiten ein stilles Dasein führt. Ein Haus, aus grauen Quadern aufgeführt, gleich nebenan. Christ-Church Parsonage steht über dem Eingang mit dem Meißel eingegraben. Denn hier unter diesem Dache wohnte einst der Seelsorger der in Düsseldorf ansässigen englischen Gemeinde, und gleich dahinter leitet über sauberen Wegen und an kurzgeschorenen Rasenflächen vorbei der Pfad zum Kirchlein, das aus demselben Mauerwerk errichtet ward wie auch das Pastorat. Von den vielen hohen Ulmen, die einst wie ein Kreuzgang sich rechts und links hier wölbten, hat die fressende Seuche nur zwei Recken noch stehen gelassen. So liegt der kleine Bau, der so ganz anders als die heimischen Gotteshäuser aussieht, frei und allen sichtbar da, und die großen Kastanien, die knorrigen Linden, die spitzen Pyramidenpappeln, dazu die Holunderbüsche und der Jasmin winden zur Sommerzeit grüne, lauschige Girlanden im halben Kreise drumherum. Zwei Fenster, in rotem Sandstein gefaßt, zu beiden Seiten des Längsschiffes. Ein buntes rückwärts zum Altare hin, darüber das tiefgezogene Satteldach mit bläulichen Schiefeln gedeckt. Vierkantig strebt der haubenlose Turm zur Höhe,

erhabene Kreuzblumen an jeder Ecke und ein verbindender Klötzchenrand, der die Brüstung begrenzt. Und von der Erde klettert breitblättrig, dunkelgrün der Efeu hinan. Längst haben seine Triebe schon die Schallklappen erreicht, und bald ist das Zifferblatt mit den güldenen römischen Zeichen an der Hauptfront auch überrankt. Dreizehn Uhr und ein halb weisen die Zeiger seit Jahr und Tag. Die neunte Stunde und etwas mehr künden die anderen Zeiger zur Parkstraße hin, während die nach dem Stockkämpchen gerichteten bei der sechsten Stunde einst haltgemacht. Die Uhr steht still und tickt nimmer. Nichts hat sie mit dem Heut und Gestern mehr zu tun. Wie manches Mal haben wir einst in der Frühe und nach vollbrachter Arbeit abends hier dem schönen Glockenspiel gelauscht, wenn nach dem Westminsterklang das Lied von der Macht der Liebe anhub, und der Wind die fromme, feine Weise über die Gärten, über die Straßen achtsam trug, viele Häuserzeilen weit und zu allen denen, die da guten Herzens sind. Verklungen ist der Sang aus ehernem Munde für immer seit jenen Augusttagen von 1914, und die hellen Stimmen schweigen in diesem Park, darinnen die Englische Kirche steht, bis auf die heutige Stunde.

*

Über dem Eisenbahndamm, der an den Wiesen und Weiden entlang seiner Wege zieht, brütet die flimmernde Mittagshitze. Müde und ruhig wie im Schlaf stehen in ihrem lichten grünen Faltenwurf zu beiden

Seiten die silbrigen Birken. An der vorderen gleich zur Rechten tastet sich die Ackerwinde hoch, und ihre weißen Blütenkelche stechen grell von der rissigen schwarzen Borke ab; über die sie sich schmiegen, um alte vernarbte Wunden, die mancher böse Winter riß, sorgsam zu verhüllen. Aber auch Winden und Hopfen, die sonst bei jedem leichten Hauch vergnüglich wippen, träumen heute betulich in den wolkenlosen Himmel, der wie ein hohes blaues Gewölbe das Ganze überspannt, und mit seiner klaren Wärme die wirren Brombeerranken streichelt und den feuerroten Möhn, dazu die blauen Glockenblumen, die mit den weißen Sternen der Margareten sich zu einem bunten Strauß am Geröllhang vereinen, leise, ganz leise kost, damit sie nur nichts von ihrer berausenden Schönheit dieser geruhsamen Stunde verlieren. Gleich hinter dem an einsamen Pfade wartenden Wegerich lockt das bläulichgrüne Heer all der zahllosen Gräser mit ihren braunen, violetten und orangefarbenen Ähren, dazwischen hin und wieder verstreut Kornblumen, hochrote Steinnelken und gelbes Kreuzkraut. Das alles bekränzt durch ein breites weißes Band wilder Möhren, Kümmel, Pimpernell und Schafgarbe.

Drunten zwischen den Hügeln ein munter schwatzender Bach. Mächtige Schirme des Pestwurztes rahmen ihn ein. Hurtig stolpert er am Kahlschlag mit seinen Weidenröschen von giftig rotblauer Farbe über und über bedeckt vorbei und eilt platschend zum nahen Hochwald, um hier zwischen bemoosten, und von Efeu überkrochenen Steinklumpen und unter einem Urwald von Farnkräutern durch, die treulich seine glitzernde Spur begleiten, murmelnd in die Ferne zu eilen. Dort, wo er mit hellem Glucksen über den Schotter springt und sich hinter diesem kleinen Wehr eine mit sauber gewaschenem Sand gefüllte Grube

schaft, rudern geschäftig in seitlichem Kurs, oft paarweise sich huckepack tragend, die Flohkrebsschen durch das klare kalte Wasser, dazwischen auf dem hellen Grunde Salamanderlarven, die einen erschreckten Hops machen, wenn so ein Kruster ihnen allzu nahe an den zarten Kiemenbüscheln vorüberflitzt. Und die Sonne stiehlt sich durch das grüne Laub, ihre Strahlen tanzen auf den kleinen Wellen, malen zitternde Kreise auf die dunklen Moosteppe, und die reichen bis zu der schmalen Blöße, auf der hoheitsvoll der Fingerhut mit seinen Blütenbechern sie erwartet.

Schräger fallen die Lichtbündel durch das Blätterdach. Länger werden die Schatten der hohen Buchensäulen. Einer Amsel Schlag tönt still und feierlich durch den weiten Dom. Zwei blauschwarze Käfer torkeln schwerfällig durch die Dämmerung. Ruhig und ohne Eile tritt die R i c k e mit ihrem Kitz aus der Schonung, verschwindet auf der anderen Seite zwischen den Himbeeren und dem hochaufgeschossenen Adlerfarn, dessen Fächer sich sorgsam, lautlos hinter diesem Mutterglück wieder schließen. Dann kommt der Abend und die Nacht. Tief in der Schlucht wallen und wogen die Nebelschleier. Aus den Grasbüscheln und dem Strauchwerk, die den Hohlweg hinaufführen, glüht gleich einem Blinkfeuer das grüne Licht der L e u c h t k ä f e r, und der Mond schaut versonnen in den von flüsterndem Liesch und Rohrkolben umsäumten See, den behutsam, ganz behutsam ein kühlender Nachtwind kräuselt.

*

Längst ist der Sonnenball hinter dem Pappelwäldchen versunken. Aber immer noch sausen in sirrendem Fluge pfeilschnell die Mauersegler über die arbeitsmüde

Stadt, bis droben das helle Blau sich mit violetten Rändern schmückt, dunkler, immer dunkler wird, aus Weltenfernen die Sterne blinzeln, und voll und rund der Mond über der Ölgangsinsel steht. Still ist es nun geworden. Nur die grünen Teichfrösche plärren und quarren im Altwasser, während der Strom leise gurgelnd zu Tal zieht, vorbei an dem alten Schloßturn, an dem raschelnd im Efeu die Mäuse heraufklettern und wie der Blitz verschwinden, wenn der schwarze Möhr auf unhörbaren Sohlen aus winkeligen Straßen kommt. Laut fauchend fährt's plötzlich um die Ecke, ein weißer Schemen jagt vorüber, ein dritter Strich huscht in Gedankenschnelle hinterdrein. Wütendes Knurren, Kreischen, ein langgezogener Schrei, wie wenn ein Kind unversehens aufweint. Stille ringsum; dann gellt der Kampf der Kater einige Gassen weiter, flaut ebenso rasch ab, wie er entstanden, und auch Ströpp, der Hofhund, läßt das energische Rasseln und Gebelfer an der klirrenden Kette sein. Und alles war wie ein flüchtiger Spuk.

Zusammengeknüllten, aufs Wasser geworfenen Papierfetzen gleichen die Pulleenten, die auf dem Landskronweiher schlafend schwimmen. Unter den Flügeldecken stecken die Köpfe, ein lindenduffterfüllter Hauch streichelt zart ihr Gefieder, dann ein kurzes Rascheln im ersten, der glühenden Sommerhitze geopfertes Falllaub, ein kaum vernehmbares Platschen, ein Angstlaut, zu abgebrochen, als daß er sich zu einem weitdringenden Todesschrei auswachsen konnte, wildes Flügelschlagen, verzweifertes Kämpfen, erschreckt jagen die übrigen auseinander — und eine junge Mignonente wird morgen nicht mehr unter der breitästigen Platane am grasigen Hang auf Liebesgaben, von kleinen Händen gereicht, warten.

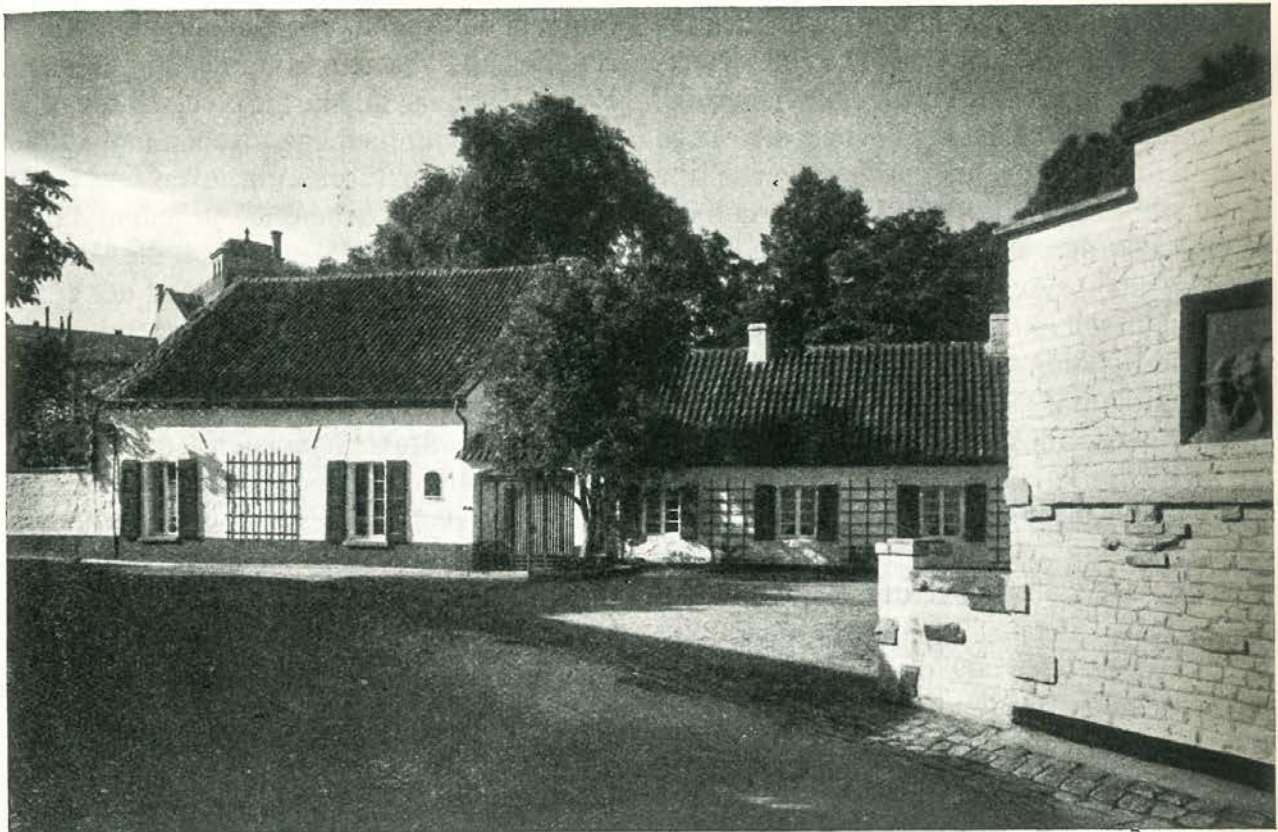
Lautlos geistert nun wieder die Stille durch den weiten Park. Langsam wandert

die Düssel vorüber. Einige Laternen spiegeln sich in ihrer fast glatten Fläche, und das sieht aus, als ob flüssig das Gold auf ihr perle. Freier wird die Stadt. Straßen, Häuser und Plätze liegen stumm im Rücken. Hinter der alten Kastanie an der Buschermühle, diesem verwunschenen Kleinod, das sich in seiner versonnenen Ursprünglichkeit bis in unsere Zeit herübergerettet, flammt eine Sternschnuppe, verglüht im Wesenlosen, just, als der Kauz gleich einem schwarzen Schatten lautlos vorüberstrich. An dem Heckenwirrarr, der das ehrwürdige Gemäuer umschließt, ziehen grünlich-blaugelbe Pünktlein entlang, geistern im geheimnisvollen Tanz auf und nieder, schweben zur Erde, wo die Brennesseln andere solche Blinkfeuerchen ihrer lockend warten. Johanniskäfer sind's, die da zu dieser Stunde Hochzeit machen und erst ihr Lämpchen verlöschen, wenn die warme Nacht sich neiget und es am anderen Abend wieder anzünden, um das funkelnde Spiel von neuem zu beginnen.

Bleicher schauen allmählich die Sterne. Ein kühler Wind seufzt durch die Weite, scharf heben sich die schön geschwungenen Linien des Grafenberges vom heller werdenden Horizont ab, hinter dem verheißungsvoll die Sonne aufsteigt, wenn der Rotschwanz längst vom First des Schnepfenhofes ihr Kommen besungen. Vorbei die Nacht mit ihrem Walten. Die ersten Pfeile schießen über den Höhenweg, und ein neuer Tag steigt sieghaft empor.

*

Wiederum blühen am Hag rosa-weiß die wilden Rosen. Und die Zeit ist gekommen, wo Johanni vorüber, und der feurige Sonnenwagen langsam, vorerst kaum vernehmlich, damit beginnt kürzer seine silberne Bahn zu ziehen. Hell flimmert das



STILLER WINKEL IN DER REICHSGASSE

Aufnahme: Oskar Söhn, Düsseldorf

heiße Licht über den Schienenstrang, der von irgendwoher kommt, um sich irgendwohin in weite dunstige Fernen zu verlieren. Blau spannt sich riesengroß wie eine Kuppel der Himmel über das weite Land, das in farbiger Pracht der Reife entgegen-eilt, zu der es im Schmuck seiner fröhlichen Farben in Erwartung dessen, was verheißungsvoll da kommen wird, und nach ewigen Gesetzen kommen muß, rüstet.

Noch singt der schwarze Amselhahn sein jubelndes Lied den lieben langen Tag, während sein graues Weibchen auf dem zweiten Gelege hockt. Noch tiriliert über dem langsam gelbgrün werdenden Roggenschlag die Feldlerche, wie einst nach bangen Wintermonden, als endlich, endlich der Lenz ge-

kommen. Doch spärlicher wird ihr Sang, und auch die anderen Musikanten, die mit ihrem Konzert vom Morgengrauen bis in die Abenddämmerung hinein die Welt erfüllten, sind fast verstummt, und geheimnisvoll huscht es durch das Brombeerwirrwarr und durch die Weißdornhecken. Das sind die Jungvögel, die zur Maienzeit erbrüet, nun auf eigenen Füßen stehen müssen, während ihre Eltern sich von den Strapazen erholen und eifrig je nach Art und Geschmack nun der Brutsorgen ledig, am reichgedeckten Tisch von allerlei Sämereien und allerlei Getier naschen. Still ist's auch im Walde geworden. Schon lange klingt nicht mehr der melodische Ruf des Kuckucks durch den Buchendom. Auch der

Pfingstvogel hat seinen flötenden Kantus drangegeben, und bloß das liebevolle Rucksen des Taubers hallt durch das wispernde, flüsternde Blätterdach. Vorbei die Tage des ersten fröhlichen Rausches, vorbei die Tage von Lenz und frohen Liedern, und die Weise von den Vögeln im Walde, die so wunderschön sangen, gehört bis wiederum die Schlüsselblumen goldig den feuchten Wiesengrund überziehen, und der Aronstab am schattigen Waldweg seine warme Wunderblüte ausstreckt, der Vergangenheit an.

Doch bunt ist auch heute noch der weite Plan, und lustig grüßt der neue Damm, der sich längs des breit dahinziehenden Stromes erstreckt, die reisenden Schiffe. Dann wandert er abseits, um hinter den ewig geschwätzigen weitästigen Pappeln zu verschwinden, in der die schwarzen, metallisch glänzenden Galgenvögel seit Generationen mit viel Geschrei und Gekrächze horsten und die Gegend bis zum alten Schloß Himmelgeist, das inmitten fremdländischer Bäume träumt, die vordem ein botanischer Sonderling in das nährende Erdreich versenkte, unsicher zu machen. Gelb sticht der Ackersenf und der Hederich ins Land. Süß duften die Kamillen, die von blauen Kornblumen unterbrochen, den ganzen Rain mit Beschlag belegen und hin und wieder ein wenig im Winde nicken, der über das Weizenstück streicht, daß grüne und gelbe und blaue Wellen sich durcheinanderwerfen. Wie brennt der rote

Mohn in die Augen, wie gleißen wilde Möhren, Schafgarbe und Kümmel in reinstem Weiß. Skabiosen, Margareten, Hahnenfuß und Glockenblumen dazwischen und all die anderen Kinder Floras mit ihren unermeßlichen Formen, Farben, die in jedem Jahre wieder, und jedes zu seiner Zeit die Welt in lachenden Frohsinn tauchen. Mag der zünftige Landwirt sie auch oft mit gemischten Gefühlen betrachten, sie auszurotten versuchen, wo er nur kann. Mag auch surrend der scharfe Stahl ihnen den Tod bringen, vieltausendfältiger erstehen sie wieder auf. Hier oder dort oder sonst irgendwo. Sie leben und blühen und sind unvergänglich. In zahllosen Liedern singt der Dichter ihr Lob, und die Seele eines Volkes spiegelt sich in Worten und Melodien vom blauen Blümelein, von der roten Heide und den Heckenrosen, die am Waldesrande blühen, wider. Und das ist ein kostbarer Schatz, gehütet in bösen und guten Zeiten, bewahrt und vermehrt vom Ahn auf den Enkel. Denn Blumen und Lieder, die gehören zusammen. Sie verknüpfen mit güldenen Fäden die Geschehnisse einer Welt, einst und heute und reißen nimmer ab.

Johanni ist vorüber. Wie lange noch und die Schnitter dengeln, wenn in der rosenroten Frühe Tauperlen glitzernd an den Gräsern funkeln, und über harte Stoppelfelder, auf denen die gebündelten Garben warten, streicht heiß der trockene Sommerwind.

★

Aus der Chronik des Heimatvereins „Düsseldorfer Jonges“

Am 24. Mai 1939 starb unser Mitglied Kaufmann

Hermann Reiners

Wir werden den treuen Heimatfreund nicht vergessen!
R. I. P.

Am 8. Juni 1939 starb unser Mitglied Stadt-
oberinspektor

Albert Pein

Wir werden den treuen Heimatfreund nicht vergessen!
R. I. P.

Am 11. April sprach der Direktor der Grafenberger Heil- und Pflegeanstalt, Professor Dr. Sioli, über Fritz Jacobis Sohn Maximilian, der sich als Leiter der ersten rheinischen Irrenheilanstalt Siegburg einen großen Namen in der wissenschaftlichen Welt erworben hat. (Wir bringen diesen bedeutsamen Vortrag in diesem Heft Nr. 7 vorne.)

*

Mit welcher Liebe und Dankbarkeit die „Düsseldorfer Jonges“ des Führers gedenken, das bewies wieder so recht der eindrucksvolle Verlauf der Geburtstagsfeier, zu der sich die Vereinsmitglieder am Dienstag, dem 18. April, im würdig mit Fahnen geschmückten Vereinsheim zusammengefunden hatten. Präsident Willi Weidenhau sprach allen aus dem Herzen, als er in einleitenden Worten den Führer als den Erwecker und Schirmherrn aller guten Geister der Heimat feierte. Mit besonderer Freude begrüßte er dann den früheren Kreisleiter und jetzigen Oberbürgermeister von M. Gladbach, Werner Keyßner, als den Festredner des Abends. Dieser betonte, wie gern er stets zu den „Jonges“ komme, und wie gern er der Bitte willfare, in ihrem Kreise die Festrede zu halten. Es sei klar, daß einen solchen verdienstvollen Verein bei der Art seines Wirkens und seines Aufgabenkreises die Erneuerung des Vaterlands- und Heimatgedankens aufs höchste beglücken müsse, und daß er sich Adolf Hitler zutiefst verpflichtet fühle. Der Redner ging dann in packenden Worten näher auf die Persönlichkeit des Führers und sein einzigartiges Werk ein; er sprach von dessen genialen Erkenntnissen und der unerhörten Tatkraft, wie sie zum Wohle der Nation in die Tat umgesetzt wurden, er sprach vom Sinn des Nationalsozialismus, vom Gemeinschaftsgedanken, der Glaubensstärke und den Pflichten vor Volk und Blut. So wie Adolf Hitler die Kraft des deutschen Volkes neu belebte, so wird er auch alle anständigen, guten Kräfte in der Welt entfachen, damit das Wort sich verwirkliche, daß am deutschen Wesen die Welt genesen werde. Da so der Führer die Voraussetzungen für einen ewigen Bestand unserer Nation geschaffen hat, gebührt ihm der heißeste Dank aller.

Begeistert stimmten die Anwesenden in die Heilrufe und die nationalen Weihelieder ein. Zur weiteren Ausgestaltung der Feier trugen noch Franz Müller als ausdrucksvoller Sprecher vaterländischer Gedichte sowie schöne Gesangsdarbietungen von Ferdi Erdtmann bei, den Willi Hülsler einfühlsam begleitete.

Düsseldorf darf mit Stolz auf die Zeit zurückblicken, da der Meister der musikalischen Romantik Robert Schumann, in seinen Mauern weilte und wirkte. Es war daher nicht nur Ehren-, sondern auch ehrende Pflicht, daß der Heimatverein „Düsseldorfer Jonges“ dem großen Künstler einen besonderen Abend widmete. Als Einführung umriß Dr. Josef Wilden in knappen und prägnanten Zügen ein Bild vom Leben und Schaffen. Außer zahlreichen Liedern und kleineren Instrumentalwerken sind in Düsseldorf unter anderm die „Rheinische Sinfonie“, die Ouvertüren zur „Braut von Messina“ und zu „Julius Cäsar“ entstanden. Dem früheren Klavier- und Liederfrühling folgte hier also die Zeit der groß angelegten Schöpfungen. Die hohe Bedeutung des Musikschriftstellers, der als einer der Kühnsten für die Reinhaltung deutschen Wesens und Empfindens kämpfte, wurde klar hervorgehoben. Eingehend beleuchtete Dr. Wilden dann den Weg des tragischen Lebensendes: innere Vereinsamung und Selbstmordversuch von der hiesigen Schiffbrücke aus. Nur ein unscheinbares Zeichen erinnert in der Öffentlichkeit an das Wirken des großen Romantikers (die Gedenktafel am Wohnhaus in der Bilker Straße). Wohl zierte auch seine Büste das Vereinsheim der „Düsseldorfer Jonges“. Die Anregung Dr. Wildens, diesem Kämpfer der deutschen Seele in Düsseldorf ein würdiges Denkmal zu errichten, wurde daher allseitig begeistert aufgenommen und wird bei der Tatkraft des Heimatvereins wohl auch einmal in die Tat umgesetzt werden können.

Willy Hülsler spielte den „Carneval“, der gewissermaßen ein Stück musikalischer Lebensbeichte ist. Glänzende Technik, phantasiereicher Ausdruck verbanden sich zu einer Meisterleistung, deren natürliche Folge brausender Beifall war. In zwei Gruppen deren erste einem Ausschnitt aus dem „Liederkreis“ galt, bot Ferdinand Erdtmann Perlen verinnerlichter Lyrik, bei denen er seine schönen stimmlichen Mittel in helles Licht stellen konnte. Hugo Ligges begleitete ihn ausgezeichnet. Der Festsaal des „Zweibrücker Hofes“ wies eine stattliche Hörerschaft auf, die den Abend mit herzlichem Dank entgegennahm.
C. H.

*

Im Heimatverein „Düsseldorfer Jonges“ sprach am Dienstag, dem 9. Mai, der Direktor der Deutschen Bank, Dr. Wuppermann, über das zeitgemäße Thema „Großdeutsche Wirtschaftsaufgaben“. Eingangs stellte der Redner die Auswirkungen

des Anschlusses der Ostmark und des Sudetenlandes, sowie der Eingliederung des Protektorats dar. Die Vorteile, die diese Vergrößerung auch in wirtschaftlicher Hinsicht mit sich bringt, sind unverkennbar. Deutschland stellt heute das größte Industrieland der Welt auf einheitlichem Raume dar. Jedoch hat der Zuwachs die Struktur der deutschen Gesamtwirtschaft in keiner Weise verändert, sondern sie eher noch stärker hervortreten lassen. Deutschland ist ein typisches auf Außenhandel angewiesenes Verarbeitungsland geblieben und hat deswegen nach wie vor Interesse an einem möglichst großen Güteraustausch mit der Umwelt. Deutschland hat seine Verbrauchskraft von heute 86 Millionen Menschen schon wiederholt als Tauschfaktor für Rohstoffbezüge in die Wagschale werfen können. Dies wird in Zukunft in erhöhtem Maße geschehen. Als Beispiel für die sich hieraus ergebenden Möglichkeiten wurde das Wirtschaftsabkommen mit Rumänien erläutert. Ministerialdirektor Wohltat, dem wir den Erfolg dieses Vertrages verdanken, ist übrigens ein Sohn Düsseldorfs. — Neben der Ausfuhrsteigerung steht die erhöhte Versorgung mit Rohstoffen aus dem Inlande im Vordergrund. Nach einem kurzen Überblick über das auf diesem Gebiet Erreichte ging der Redner auf die Änderungen der wirtschaftlichen Organisation ein, die sich aus der Durchführung der neuen Aufgaben ergeben. Jede zentrale Wirtschaftslenkung erfordere ein Anschwellen der Bürokratie und der Statistik, die manchem als unproduktiv erscheinen mag, die aber zur Erreichung der von der Staatsführung erstrebten politischen Ziele notwendig ist. Die Wirtschaft ist nur ein Werkzeug der politischen Führung, ebenso liegt auch die Endlösung vieler wirtschaftlichen Fragen auf politischem Gebiet.

Aus dem klassischen Düsseldorf

Die Reihe der Vorträge des Heimatvereins „Düsseldorfer Jonges“ über die Familie Jacobi schloß am Dienstag, dem 16. Mai, Dr. Josef Wilden mit einem Lebensbild Johann Georg Jacobis, des Dichters und Professors der schönen Künste ab. Er zeichnete es auf dem Hintergrund der berühmten Düsseldorfer Familie und warf ein neues Licht auf die heimische Wirtschafts- und Kulturgeschichte. Die Jacobis stammen aus Wollershausen im Hannöverschen, wo Johann Andreas Jacobi als evangelisch-lutherischer Prediger wirkte. Der älteste Sohn blieb dem Beruf und der Heimat des Vaters treu; er starb als General-Superintendent in Celle. Der jüngere, Johann Konrad Jacobi, der Vater der beiden Dichter und Philosophen lernte das Handelsgeschäft und trat bei dem Kommerzienrat Christoph Fahlmer in Düsseldorf als Handlungsgehilfe ein. Da er sich bestens bewährte, wurde er bald Teilhaber der Firma und der Schwiegersohn seines Chefs und schließlich selbst kurpfälzischer Kommerzienrat. Christoph Fahlmer betrieb längere Zeit gemeinsam mit Heinrich Kirschbaum aus Solingen ein Bankgeschäft, das für die Düsseldorfer Wirtschaft große Bedeutung erlangte. Er trennte sich nachher von Kirschbaum, da dieser sich in

gewagte Spekulationen einließ und sich an vielerlei industriellen Unternehmen zweifelhafter Art beteiligte. Fahlmer siedelte nach Mannheim über, von wo seine Tochter Johanna Zugang zum Hause Goethe in Frankfurt fand. Sie erlangte die Freundschaft des jungen Dichters und knüpfte dessen erste Bande nach Düsseldorf, zu den „Hausgeistern in Pempelfort“. Inzwischen war Kirschbaums Geschäft zusammengebrochen, und Jacobi erwarb dessen Haus und Garten in Pempelfort, den heutigen Malkasten. Hier richtete er seine Sommerwohnung ein, die sein Sohn Friedrich Heinrich zu einem der gastfreiesten Häuser und zum Musensitz gestaltete.

Während der jüngere Sohn, Friedrich Heinrich, bevor er sich der Literatur und der Philosophie zuwendete, das Geschäft des Vaters übernahm, widmete sich Johann Georg, der „anmutsvolle Liebhaber der Musen“, geboren am 2. September 1740, von vornherein wissenschaftlichen Studien. Zunächst zog ihn die Theologie, dann die Rechtswissenschaft an. Da ihn keine dieser Wissenschaften befriedigte, er sich vielmehr zum Dichter berufen fühlte, als welcher er bereits schöne Erfolge erzielt hatte, bestieg der Siebenundzwanzigjährige den Lehrstuhl für Literatur und schöne Künste an der Universität Halle. Hier schloß er Freundschaft mit dem Dichter Wilhelm Ludwig Gleim, dem Canonikus des Halberstädter Domkapitels. Dieser verhalf seinem neuen Freunde Jacobi, damit er frei und unabhängig schaffen könne, ebenfalls zu dem Amte eines Canonikus. Nun legten Gleim und Jacobi den Grund zu dem berühmten Bunde, dem sich alle namhaften Dichter und Schriftsteller ihrer Zeit anschlossen, so Halberstadt und seinen „Tempel der Freundschaft“, den jüngst die Stadt erneuerte, zu einer Sammel- und Pflanzstätte des geistigen Schaffens, zu einem Heimgarten des deutschen Wesens gestaltend. Vaterländische Ideen, die an die Persönlichkeit des großen Preußenkönigs anknüpften, waren der Hauptinhalt des Halberstädter Dichterbundes.

Im Jahre 1784 folgte Jacobi einem Rufe auf den Lehrstuhl für Literatur und schöne Künste der badischen Universität Freiburg. Hier entfaltete er sich erst recht als Hochschullehrer und als Verfasser zahlreicher Dichtungen, deren Stoff er dem gesellschaftlichen Leben der Familie und der Natur entnahm. Am 4. Januar 1814 starb Johann Georg Jacobi, 73 Jahre alt, nachdem er zwei Jahre vorher seinen einzigen Sohn Fritz verloren hatte.

In die Unsterblichkeit ging der Dichter Jacobi nicht ein. Noch während seiner Lebzeit überstrahlte der Ruhm seines jüngeren Bruders den seinigen. Doch wirkte er als Sämann für die deutsche Literatur und das deutsche Geistesleben, besonders in der von ihm herausgegebenen schöngeistigen Zeitschrift „Iris“ und im „Deutschen Merkur“, den er eine Zeitlang gemeinsam mit Christoph Wieland herausgab. Seine Werke waren in ganz Deutschland, namentlich in der Schweiz und in Frankreich verbreitet, wo der Dichter eine große Gemeinde hatte.

Seiner Vaterstadt Düsseldorf hielt er bis zu seinem Lebensende die Treue. Als sie jedoch unter französische Herrschaft geriet, zog es ihn nicht mehr dorthin.

*

Zu einem Loblied auf die Schönheiten und kulturellen Werte der Stadt Düsseldorf wurden die Darbietungen am letzten Heimatabend (23. Mai). Von glühender Heimat- und Vaterlandsliebe zeugte die Eröffnungsansprache des Präsidenten Willi Weidenhaupt. Das gleich starke Gefühl leuchtete aus den formschönen Worten Franz Müllers, der das Programm des Abends zusammengestellt hatte und neben selbstverfaßten Hymnen auch einige passende Stellen aus unserem Heimatschrifttum vortrug. Die Mitglieder Fädrieh, Paul Gehlen und Hans Müller-Schlösser lasen eigene Gedichte vor, die vornehmlich den Zauber der heimischen Mundart verherrlichten. Vortrefflich in die Stimmung fügte sich die Vorführung des prächtigen, von der Ufa im Auftrag der Stadtverwaltung gedrehten Tonfilms von Düsseldorf, den die Landesbildstelle mit der gesamten technischen Anlage liebenswürdigerweise zur Verfügung gestellt hatte. Und begeistert sangen hernach alle unter der „Stabführung“ von Staatskapellmeister Karl Maria Arz das 1913 von Bever gedichtete und von Drügpott vertonte Düsseldorfer Stadtlied. Gern hörte man auch den Schilderungen zu, die Karl Maria Arz von seinem neuen Wirkungskreis als Staatskapellmeister am Landestheater in Meiningen gab.

*

Von allen europäischen Staaten hat Albanien, das nach jahrzehntelangen inneren und äußeren Wirren jetzt unter dem faszistischem Regime endlich zur Ruhe kommt, am längsten sein ursprüngliches Aussehen bewahrt.

Und ein Stück Orient in seinem ganzen wilden Zauber und seiner unberührten Schönheit tat sich vor den zahlreich erschienenen Hörern auf, als am Dienstagabend, dem 30. Mai, der Zoologe Dr. Rudolf Weber vom Düsseldorfer Zoologischen Garten anhand prächtiger, eigener Lichtbilder zu den „Düsseldorfer Jonges“ über seine Fahrten sprach, die er mit dem letzten Düsseldorfer Berufsfischer Johann Geuenich dorthin machte, um den reichen Segen des Skutarisees und des Bojanaflusses, an der südslavisch-albanischen Grenze gelegen, zu bergen. Groß waren die Schwierigkeiten aller Art, die sich dort den Beiden, obgleich das hiesige Jugoslawische Generalkonsulat wertvollste Hilfe leistete, entgegenstellten. Fische in schier unvorstellbaren Mengen waren dort vorhanden, die mit neuzeitlichsten Einrichtungen dann gefangen und verwertet wurden. Doch das war alles nicht so einfach, bis die Zwei dort mit ihrem Gepäck ankamen und in dieser weltenfernen Einsamkeit, abseits aller Straßen und Fernsprecher beginnen konnten. Auf ihrem Schiff, das ihnen als Arbeits-, Wohn- und Forschungsstätte diente, lebten sie bald 200 Kilometer als einzige Deutsche von der nächsten Eisenbahn entfernt.

Und doch, wenn man Dr. Weber in seinem feingeistigen und von stillem Humor durchwürzten Vortrag über diese Dinge reden hörte, die er da mit dem Fischermeister Geuenich erlebte, man mußte sich überzeugen lassen, daß selbst die sprödesten und schwierigsten Angelegenheiten schließlich doch zu einem glücklichen Ende führen.

Im Anschluß an diesen reizvollen Vortrag sprach in ungemein lebendigen und interessanten Darlegungen der Fischermeister Johann Geuenich über die Fischerei hier am Niederrhein, schilderte den erschreckenden Rückgang derselben und deckte die Schäden auf, die hierzu führten. Aber das nicht allein. Auch machte er mit fachmännischem Wissen, die aufmerksam folgenden Heimatfreunde, mit den Eigenarten und Gewohnheiten der Fische selbst vertraut; legte insbesondere einige grundsätzliche Fragen über Rhein- und Seeaal, der gar keiner ist und über den Seelachs, der auch kein Lachs ist, auseinander, sodaß es eine Freude war, diesem urwüchsigen Plauderer zu folgen. Beide Vortragende fanden eine herzlich dankende Hörergemeinschaft.

*

Längst war in der großen Heimatfamilie der „Düsseldorfer Jonges“ wieder ein Fest fällig, und freudig beteiligte sich daher jeder, der nur irgend konnte, am Samstagabend, dem 3. Juni, an dem Ausflug nach Kaiserswerth. Im Saal des Zollhauses verlebte man in herzlichem Einvernehmen erholsame Stunden; mit munteren Klängen lockte die Musik zum Tanz, eine Anzahl Damen vom Städtischen Musikverein wartete unter Leitung von Fräulein Zingel mit heiteren Liedern auf, und Opernsänger Ferdi Erdmann vertiefte die Stimmung noch durch den glanzvollen Vortrag von Opern- und Operettenweisen. Die „Seele“ des Ganzen aber war, wie stets, der Präsident Willi Weidenhaupt mit seinem organisatorischen Geschick und seiner Rednergabe, die in Humor und Ernst immer das treffende Wort findet. Ein Fackelzug um die alten, geschichtsberühmten Gemäuer Kaiserswerths bedeutete eine Huldigung des Heimatvereins vor dem guten Geist der Heimat.

*

Es war eine besinnliche Feierstunde, die der Schriftsteller und Rundfunksprecher Josef Lodenstein im Heimatverein „Düsseldorfer Jonges“ am Dienstag, dem 13. Juni, veranstaltete. In poetisch versonnener Weise brachte er seinen begeisterten Zuhörern den Rheinstrom wieder nahe, beleuchtete ihn dieses Mal von einer anderen Seite, als man es sonst schlechthin gewohnt war und fand damit den Weg, der weit abgeht von der kitschigen und süßlichen Romantik, den Weg, der zum rechten Erlebnis führen muß. Klar und unzweideutig stellte der Vortragende den Kranz der Dichtung um den Schicksalsstrom heraus und zeigte die Urgründe auf, die dem Dichter das rechte Wort gaben, seine Schönheit und seine Kraft zu besingen. Insbesondere war es die deutsche Romantik, die aufs neue die „rheinische Seele“ entschieden und liebevoll erweckte.

Reich und unverkennbar entwickelte sich an diesem Strom das gesamte kulturelle Leben. In seinem Spiegel sehen wir die Zeichen aller Kunstzeiten. Die Landschaft um ihn herum zwang nicht nur den Dichter zum Wort, sie reizte auch den Maler und Baukünstler zum Schaffen und den Musiker.

Aber genau so wurde der Rhein der wichtigste Zubringer und Auslöser der Wirtschaft und des Handels. Durch den Flußschiffverkehr wurden der fruchtbaren rheinischen Landwirtschaft weite Absatzgebiete erschlossen, besonders ihrem köstlichsten Ertrag, dem Wein. Und der alte Vater Rhein, der diesen Ehrennamen zu Recht trägt, schickt seine Schiffe nicht nur durch die anderen deutschen Flüsse in das Reich, er schickt sie auch ins Meer und über das Meer hinaus: Boten deutschen

Fleißes, Denkens, deutscher Arbeit und Leistungskraft. Diese seine Schiffe sind schwimmende Brücken unter den eigenstämmigen Volksschaften und unter den Völkern. Sie sind Künder einer reichen Kultur und Wirtschaft ihres Ausgangstromes . . . So erklang wieder einmal das hohe Lied vom Vater Rhein, rein und unverfälscht, und Josef Lodenstein fand bei seinen köstlichen Ausführungen eine dankbar folgende Hörschaft.

★

An alle „Düsseldorfer Jonges!“ Der Heimatverein „Düsseldorfer Jonges“ besitzt ein großes Bildarchiv. Alle Mitglieder sind gehalten, diesem Bildarchiv ihre Bilder zur Verfügung zu stellen. Eine ganze Reihe ist unserem Wunsche noch nicht nachgekommen. Es ergeht daher zum wiederholten Male die Bitte, daß alle unsere Mitglieder, sofern sie ihr Bild noch nicht übersandt haben, dasselbe doch einschicken wollen. Bildgröße: Paßformat bis Postkartengröße. Beizufügen ist ein kleiner weißer Zettel mit eigenhändiger Unterschrift (Tinte). Die Bilder sind zu senden an: Dr. Paul Kauhausen, Düsseldorf, Humboldtstraße 105.

★

Überall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch.
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken,
Sprech' ich wie der Mutter Mund.

Max von Schenkendorf

★

Veranstaltungen des Heimatvereins „Düsseldorfer Jonges“ im Monat Juli 1939

- Dienstag, den 4. Juli: Monatsversammlung. (Vereinsheim)
- Dienstag, den 11. Juli: Geheimer Archivrat Dr. O. R. Redlich spricht über: „Karl Theodor“. (Vereinsheim)
- Dienstag, den 18. Juli: Der Vereinsabend fällt wegen des Düsseldorfer Schützenfestes aus. Die Vereinsmitglieder treffen sich des Nachmittags auf dem Schützenplatz in Oberkassel.
- Dienstag, den 25. Juli: Traditionelles Fischessen bei dem letzten Düsseldorfer Berufsfischer Johann Geuenich im „Fischerhaus“ in Lörick. Zu erreichen mit Linie 17 der Straßenbahn (bei der Station de Fries aussteigen). Zu dieser schönen Veranstaltung sind unsere Damen herzlichst eingeladen.

Herausgeber: Verein „Düsseldorfer Jonges“. Geschäftsstelle des Vereins: Rechtsanwalt Willi Molter, Düsseldorf, Blumenstraße 12, Fernruf 14767, der Schriftleitung: Humboldtstraße 105, Fernruf 63290. Schatzmeister: Kaufmann Albert Bayer, Düsseldorf, Schwanenmarkt 4, Fernruf 23571 und 60471; Bankkonto: Städtische Sparkasse, Düsseldorf, Zweigstelle Grafenberger Allee, Konto Nr. 830; Postscheckkonto: Köln Nr. 58492.
Druck und Verlag: Hub. Hoch, Düsseldorf. Verantwortlich für die Schriftleitung: Dr. Paul Kauhausen, Düsseldorf; für den Anzeigenteil: Hub. Hoch, Düsseldorf. Anzeigenleitung: Fernruf 14041, Kronprinzenstraße 27/29. Klischees: Birkholz-Götte & Co., Düsseldorf. Unverlangten Einsendungen bitten wir das Porto beizulegen, andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgen kann. Nachdruck der Veröffentlichungen nur mit Genehmigung der Schriftleitung und Quellenangabe gestattet. Erscheint monatlich einmal. D. A. 1/39. 1100 Stück. Preisliste Nr. 3 vom 20. 8. 1937.